



Evangelische
Diakoniewesterschaft
Herrenberg-Korntal

Diakonie in unserer Zeit

Herrenberger Beiträge

2020

Heft 1 | 2020

Ältere Menschen in unserer Gesellschaft



Corona und Generationen

Gemeinsames Leben im Pflegeheim

Theologisch-ethische Gedanken zum Zusammenleben mit älteren Menschen

Gutes Zusammenleben mit alten und älteren Menschen
Dr. Christiane Kohler-Weiß 4

Corona und Generationenbeziehungen
Prof. Dr. Eckart Hammer 8

Gemeinsames Leben im Pflegeheim
 Zusammenhalt in Zeiten der Krise
 Traumberuf Altenpflegerin – *Interview mit einer Mitarbeiterin*
 Hier bin ich zu Hause – *Interview mit einer Bewohnerin*
 Meine Eltern gut versorgt wissen – *Interview mit einer Angehörigen*
Marina Rapp 12

Leben im Alter
 Lebensentwurf im Ruhestand
Sr. Ulrike Nuding 18
 Neue Wohnformen für Menschen mit Pflege- und
 Unterstützungsbedarf
Susanne Weiler 20
 Nachhilfe in der Hilde-Domin-Schule
Sr. Ulrike Nuding 23

Herausgeberin:
 Evang. Diakonieschwesternschaft
 Herrenberg-Korntal e.V.
 Hildrizhauser Straße 29
 71083 Herrenberg
 Telefon 07032 206-0
 E-Mail info@evdiak.de

Bankverbindung:
 Kreissparkasse Herrenberg
 Konto 1002069 · BLZ 603 501 30
 IBAN: DE05 6035 0130 0001 0020 69
 BIC: BBKRDE6BXXX

Volksbank Herrenberg-Nagold-Rottenburg
 Konto 278009 · BLZ 81260391310
 IBAN DE28 6039 1310 0000 2780 09
 BIC GENODES1VBH

Redaktion: Ulrike Nuding, Heidrun Kopp,
 Marina Rapp

Fotos: EDHK, Martin Stollberg;
 Titel: de Visu stock.adobe.com,
 S. 5 farbkombinat stock.adobe.com,
 S. 6 photographie.eu stock.adobe.com,
 S. 9 mirko stock.adobe.com, DOC Rabe
 Media stock.adobe.com,
 S. 11 fizkes stock.adobe.com

Gestaltung: KRAEMERteam,
 Druck: Grafische Werkstätte der
 BruderhausDiakonie, Reutlingen
 Gedruckt auf 100% Recyclingpapier
 Herrenberg, Juli 2020



Oberin
 Sr. Heidrun Kopp,
 Theologischer
 Vorstand

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Corona-Pandemie hat in den letzten Wochen und Monaten unser aller Leben verändert, auch das Leben und Arbeiten in unserer Diakonieschwesternschaft.

Unsere Schwesternschaft, in der uns die Begegnung und die Gemeinschaft viel bedeutet, musste auf Abstand und Distanz gehen. Unsere Schwesternschaft, die im Glauben tief miteinander verbunden ist, durfte keine gemeinsamen Andachten und Gottesdienste mehr feiern. Unsere Schwesternschaft, der die Gastfreundschaft wichtig und wertvoll ist, musste die Türen des Tagungshotels schließen.

In den Pflegeheimen musste der Zugang für Angehörige und Ehrenamtliche massiv eingeschränkt werden. In allen Bereichen haben die weitgehenden Einschränkungen von Mitarbeitenden, Angehörigen und Bewohner*innen viel abverlangt.

Besonders heftig war es in einem unserer Pflegeheime, in dem gleich zu Beginn der Pandemie sehr viele Bewohner*innen und Mitarbeitende erkrankt

sind. Wochenlang herrschte der Ausnahmezustand. Jeden einzelnen Tag musste die Krise neu bewältigt werden.

Die wirtschaftlichen und die gesellschaftlichen Folgen der Pandemie sind noch wenig abschätzbar. Wie wird sich unser gesellschaftliches Leben durch die neuen Erfahrungen, die alle Generationen in den letzten Wochen und Monaten gemacht haben, verändern? Wird sich das gute Zusammenleben mit alten und älteren Menschen langfristig verändern?

Dr. Christiane Kohler-Weiß geht dieser Frage aus einer theologisch-ethischen Perspektive nach. Professor Dr. Eckart Hammer betrachtet in seinem Beitrag die coronabedingten gesellschaftlichen Konflikte aus soziologischer Sicht. Für ihn sind sie weniger Generationenkonflikte, sondern eher Konflikte zwischen Egoismus und Altruismus, die sich durch alle Generationen ziehen.

Bewohner*innen, Angehörige, Schwestern und Mitarbeitende erzählen eindrücklich von ihren Erfahrungen: vom Zusammenhalt in der Krise, vom alltäglichen

Leben im Pflegeheim und von ihrem generationenverbindenden Engagement.

Auch im Alter sind die Bedürfnisse, Wünsche und Vorstellungen vom guten Wohnen und Leben verschieden. Es braucht eine Vielfalt von Wohn- und Unterstützungsangeboten, um diesem Bedarf gerecht zu werden. Zu unseren Tagespflegen, dem ambulanten Dienst und den Pflegeheimen planen wir Wohngemeinschaften und ein ganz neues Wohnquartier, in dem alle Generationen gut miteinander leben, wohnen und arbeiten können.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen und Lust am Entdecken der Chancen, die in den Begegnungen der Generationen liegen.

Ihre Oberin

Sr. Heidrun Kopp

Gutes Zusammenleben mit alten und älteren Menschen

Theologisch-ethische Gedanken zur Corona-Pandemie



Dr. Christiane Kohler-Weiß

Schutzmaßnahmen zuerst
Menschen aller Generationen haben in den letzten Monaten durch die Corona-Pandemie neue Erfahrungen gemacht. Für viele überraschend war, wie sehr alte und ältere Menschen bei der Pandemie von Anfang an im Zentrum der Aufmerksamkeit standen.

Als eine der „Risikogruppen“ rückten alle Menschen über 60 Jahren plötzlich in den Fokus politischer Entscheidungen, und Menschen mit Vorerkrankungen, die sich bei den Hochbetagten naturgemäß häufen, erst recht. Insbesondere die Situation in den Pflegeheimen wurde mit Sorge betrachtet und zahlreiche Schutzmaßnahmen zur Vermeidung von Ansteckungsherden wurden erlassen. Diese reichten von Besuchsverboten über Ausgangssperren bis hin zur Quarantäne. Begründet wurden diese Schutzmaßnahmen auf verschiedene Weise: Ob der immer wieder beschworene Wert der Solidarität wirklich ausschlaggebend war, oder wie Peter Radtke in einem Interview in CHRIST & WELT vom 7. Mai 2020 vermutete, doch eher „die Angst vor der eigenen Ansteckung“, lässt sich nur schwer beurteilen.

Aus ethischer Sicht positiv ist auf jeden Fall, dass in der öffentlichen Debatte allen Stimmen, die auch nur den Anschein erweckten, das Leben alter Menschen sei weniger wert als das Leben jüngerer, vehement widersprochen wurde, und viele jüngere Menschen nach Wegen suchten, den älteren zu helfen oder sie durch Musik, Bilder und Grüße zu erfreuen.

Lebensschutz als Antipode von Selbstbestimmung und Lebensqualität

Die staatlich angeordneten Maßnahmen zum Schutz der Bevölkerung stießen zu Beginn der Pandemie auf große Zustimmung in allen Lebensbereichen, auch in den Kirchen. Der Lockdown war das Gebot der Stunde, obwohl er mit

Alles, was das Leben schön und reich macht, auch im hohen Alter, wurde abgesagt oder verboten.

massiven Einschränkungen unserer demokratischen Grundrechte verbunden war. Durch die Besuchsverbote und Ausgangssperren in den Pflegeheimen war die Selbstbestimmung derer, die dort zu Hause sind, ganz besonders

eingeschränkt. Manche Bewohner*innen fühlten sich bevormundet, weil man ihnen nicht zutraute, sich aufgrund eigener Einsicht verantwortungsvoll zu verhalten. Andere fühlten sich eher verlassen, wurden antriebslos oder mochten nicht mehr essen. Sie mussten auf wichtige therapeutische Maßnahmen verzichten oder auf den Beistand ihrer Angehörigen, manchmal sogar beim Sterben.

Alles, was das Leben schön und reich macht, auch im hohen Alter, wurde abgesagt oder verboten. Statt Begegnung: Distanz; statt Berührung: Rückzug; statt Gemeinschaft: Isolation. Die Einschränkung familiärer Besuchsmöglichkeiten war für Großeltern, Eltern und Enkelkinder traurig. Besonders zu leiden hatten in dieser Zeit Menschen, die vor allem über den Körper kommunizieren, dementiell Erkrankte und Menschen mit Behinderungen. Je weniger die alten Menschen die Maßnahmen verstehen konnten, desto verunsichernder wurden sie wahrgenommen. Heimleitungen, Pflegekräfte, Seelsorgende und Freiwillige versuchten nach Kräften, die Situation der Menschen in den Heimen so erträglich und

lebenswert wie möglich zu gestalten. Dies gelang auch häufig, aber der direkte Kontakt zu Angehörigen lässt sich durch das Engagement professioneller Pflegekräfte nicht ersetzen, zumal zu Beginn der Pandemie Schutzausrüstung fehlte und auch Pflegekräfte zu den Risikogruppen gehörten. Viele Angehörige waren einfach verzweifelt, dass sie ihren Ehegatten oder Eltern nicht beistehen konnten. Aber auch Menschen über 60 Jahren, die noch im Arbeitsleben standen, fühlten sich zum Teil durch die pauschale Zuordnung zur Risikogruppe diskriminiert. Andere ältere Menschen berichteten, dass sie schief angesehen wurden, wenn sie zum Einkaufen gingen. Sie meinten in den Augen Jüngerer die Frage lesen zu können: „Warum bleibt diese/r Alte zum eigenen Schutz nicht zu Hause?“ Auch manche Kinder hatten plötzlich das Gefühl, ältere Menschen würden sie aus Angst vor Ansteckung meiden. Eine unmittelbare Folge der Kontaktsperrungen und Distanzgebote ist die Zunahme von Misstrauen gegenüber jedermann, weil dieser ja ansteckend sein könnte. Diese Entwicklung wird das gute Zusammenleben der Generationen belasten.



Ambivalenzen des Gesundheitsschutzes

Mit der Zeit wurden in der öffentlichen Debatte nicht nur die Einschränkungen der Freiheit durch die Maßnahmen zum Schutz von Gesundheit und Leben diskutiert, sondern auch Spannungsverhältnisse innerhalb der Zielsetzung des Gesundheitsschutzes. Was den einen zum Schutz vor Corona diente, war mit gesundheitlichen Risiken für andere verbunden: Kranke Menschen schoben Untersuchungen und Therapien auf, der Gesundheitszustand vieler psychisch Kranker verschlechterte sich, für Personen in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, sowie der Behindertenhilfe wurden wichtige Bildungs- und Therapieangebote eingestellt

und es bestand die Befürchtung, dass die Gewalt gegen Frauen und Kinder in Familien wachsen könnte.

Dies warf die Frage auf, ob nicht die gesundheitlichen, sozialpsychologischen und wirtschaftlichen Nebenfolgen des Lockdowns sich ebenso nachteilig auf das Leben und die Gesundheit der Bevölkerung auswirken könnten wie eine Lockerung desselben. Mehrere vulnerable Gruppen rückten in den Blick: Kinder und Jugendliche, Eltern – insbesondere Mütter – mit der Dreifachbelastung von Beruf, Familie und Homeschooling, Geringverdienende und andere mehr.



Gewaltige Hilfsprogramme wurden von der Politik geschnürt. Auch diese haben ambivalente Folgen. Sie werden sicher dazu beitragen, die Härten der Corona-Pandemie für die Menschen in Deutschland abzufedern, aber sie burden der jungen Generation auch Lasten auf, von denen heute noch niemand weiß, wie diese sie tragen sollen. Es ist zu befürchten, dass sich die Pandemie ähnlich negativ auf die Generationengerechtigkeit auswirkt wie der Klimawandel.

In einer Hinsicht sind die jüngeren Menschen aber klar im Vorteil gegenüber den alten Menschen: Sie können Vorhaben auf später verschieben – Abi- und Examensfeiern vielleicht ausgenommen. Bei den Hochbetagten hingegen zählt jeder Tag. Wenn man nicht weiß, wie viele Tage einem noch geschenkt werden und die Kräfte schwinden, ist es besonders bitter, wenn man die (vielleicht) letzten guten Tage nicht mit den Menschen verbringen kann, denen man sich verbunden fühlt.

Was macht das Leben zu einem guten Leben?

Je mehr die Schattenseiten der Maßnahmen zum Schutz von Gesundheit und Leben deutlich wurden, desto hörbarer wurde die Frage gestellt, ob der Schutz des Lebens wirklich allem anderen übergeordnet werden könne. Wolfgang Schäuble, der Präsident des Deutschen Bundestags, vertrat die Auffassung, das Recht auf Leben gelte nicht absolut, sondern müsse mit

Der christliche Glaube unterscheidet sich von jeder Form des Vitalismus.

anderen Grundrechten abgewogen werden. Höchstens von der Menschenwürde könne man sagen, sie gelte absolut. Diese schließe aber nicht aus, dass wir sterben müssen. Schäuble erfuhr für diese Äußerung sowohl Zustimmung als auch Kritik. Es entstand eine lebhaftige Debatte um die Frage, wie wir mit der Verletzlichkeit des Menschen und seiner Sterblichkeit angemessen und menschlich umgehen können.

Die Unverfügbarkeit des Lebens, die das Leben von Menschen immer kennzeichnet, trat durch die Pandemie klarer hervor. Und je mehr Menschen die Erfahrung machten, dass die Versuche, die Dinge durch Verbote unter Kontrolle zu bringen, zu Lasten der Lebensqualität vieler Menschen gingen, desto zahlreicher wurden die Stimmen, die behutsam fragten: Was macht das Leben eigentlich lebenswert? Ist ein langes Leben automatisch ein gutes Leben? Das Leiden an der Isolation verdeutlicht auf eindrückliche Weise, dass der Mensch mehr ist als „bloß Leben“. Er ist ein Beziehungswesen und hat eine Seele. Diese wird auf andere Weise genährt als der Körper: durch Zuspruch und Berührung, durch Liebe, die Erfahrung der Geborgenheit auch in der letzten Lebensphase und durch Hoffnung über den Tod hinaus. So sehr die Heilige Schrift das Leben als Gabe Gottes schätzt und den Schutz des Lebens gebietet, so klar formuliert sie auch, dass nicht der Verlust des Lebens, sondern der „Schaden

an der Seele“ den Menschen am tiefsten verletzt. (Markus 8, 34-37) Der christliche Glaube unterscheidet sich von jeder Form des Vitalismus und achtet den Menschen gerade dadurch als Ebenbild Gottes mit einer nicht einmal im Tod endenden Würde.

Theologisch-ethische Gedanken – ein Resümee

Positiv an der Pandemie ist, dass es insgesamt gelang, eine staatliche und auch gesellschaftliche Bewertung des Lebens zu vermeiden. Es zeigte sich, dass die im Grundgesetz verankerte gleiche Würde aller Menschen nach wie vor in unserem gesellschaftlichen Wertesystem fest verankert ist. Dies entspricht dem christlichen Glauben an den unendlichen Wert aller Menschen als Ebenbilder Gottes, unabhängig von ihrem Alter, ihrem Gesundheitszustand oder ihrem sozialen Status. Es ist zu hoffen, dass diese Überzeugung auch in Zukunft die Basis des Zusammenlebens der Generationen bleibt.

Die Menschenwürde ist der einzige absolute Wert in unserem Grundgesetz, und sie ist auch der wichtigste Bezugspunkt der christlichen Ethik. Der Mensch ist aus christlicher Sicht ein leibliches und daher auch sterbliches, auf Beziehungen angewiesenes und zur Freiheit bestimmtes Geschöpf. Im konkreten Leben müssen sich Maßnahmen zum Schutz der Menschenwürde daher immer im Dreieck von Leib, Be-

ziehung und Freiheit bewegen. Keine dieser drei Dimensionen kann dauerhaft eingeschränkt werden, ohne dass der Mensch Schaden an seiner Seele nimmt. Darum war es aus ethischer Sicht geboten, dass nach einer Phase der Fixierung auf den Schutz von Leib und Leben der Mensch wieder mehr mit seinen sozialen und religiösen Bedürfnissen gesehen und die Freiheit zur eigenen Lebensgestaltung zurückgegeben wurde. Auch Bewohner*innen von Pflegeheimen haben Anspruch darauf, dass ihre Bedürfnisse in allen drei Dimensionen ernst genommen werden. Dies gilt insbesondere in der letzten Lebensphase. Niemand sollte einsam und ohne geistlichen Trost sterben müssen.

Die Corona-Pandemie hat uns allen die Grenzen unserer Möglichkeiten der Kontrolle vor Augen geführt. Die politischen Maßnahmen zur Kontrolle waren erfolgreich, aber der Preis dafür war und ist hoch. Das Leben wird durch mehr Kontrolle nicht immer besser. Absolute Sicherheit kann es ohne Verlust von Freiheit und Menschlichkeit nicht geben. Gutes Leben braucht vor allem die Geborgenheit in etwas, über das wir nicht verfügen können – die Geborgenheit in der Liebe oder in Gott. Die Erfahrung der Geborgenheit in Gott befreit zum entspannten Umgang mit unvermeidbaren Lebensrisiken und kann helfen, die leibliche, die soziale und die freiheitliche Dimension des Lebens in einer guten Balance zu halten.

Das gute Zusammenleben aller Generationen wird befördert, wenn wir aufhören in Kategorien von „die“ und „wir“ zu denken. Es geht darum, unsere gemeinsame Welt radikal inklusiv zu gestalten. Das bedeutet: Die Probleme von alten Menschen sind gesellschaftliche Probleme, und umgekehrt sind Probleme der Gesellschaft auch Probleme alter Menschen. Eine seniorenfreundliche Welt ist eine menschliche Welt und eine menschliche Welt ist eine seniorenfreundliche.

Aus ethischer Sicht bedeutsam ist darüber hinaus der Satz des Gesundheitsministers Jens Spahn: „Wir werden einander verzeihen müssen.“ Vieles in Deutschland ist bei der Bewältigung der Krise gut und erfolgreich geregelt worden. Aber es wurden von allen Verantwortungsträgern auch Fehler gemacht. Diese zunächst bei sich selbst zu suchen, sie aufzuarbeiten und diejenigen um Vergebung zu bitten, die unter den eigenen falschen Entscheidungen zu leiden hatten, ist die christliche Weise des Umgangs mit Schuld. Und wer weiß, dass er selbst von der Vergebung lebt, kann auch anderen vergeben.

Dr. Christiane Kohler-Weiß, Pfarrerin und Leiterin der Abteilung Theologie und Bildung im Diakonischen Werk Württemberg

Corona und Generationenbeziehungen



Prof. Dr. Eckart Hammer

„Über den drohenden Krieg der Jungen gegen die Alten“ schrieb vor 30 Jahren der Soziologe und Theologe Reimer Gronemeyer ein viel beachtetes Buch zum Verhältnis der Generationen. Seither schien es stiller geworden zu sein um den angeblichen Generationenkonflikt. Aktuelle Jugendstudien belegen, dass kaum eine Generation mit den Erziehungsgrundsätzen ihrer Eltern so einverstanden war wie die heutige. Wie sich ein wirklicher Generationenkonflikt anfühlt, schien vor allem eine Erinnerung der Eltern der 68er-Generation zu sein.

Coronavirus als „Boomer Remover“?

Nun in Zeiten der Pandemie und ihren Folgen scheint dieses Einvernehmen von Jung und Alt wieder brüchiger zu werden. Da beklagen Junge überzogene wirtschaftliche und soziale Opfer, zu denen sie gezwungen würden, nur um ein paar Alte und Kranke nicht zu gefährden. Ältere schimpfen über Corona-Partys, die sie als rücksichtslosen Angriff auf ihr Leben betrachten. In sozialen, oder vielleicht eher asozialen Medien, wird hingegen das Coronavirus gar als „Boomer Remover“ bezeichnet, als Rädiergummi, der das demografische Problem auslöscht. Kaum weniger radikal gibt es ältere Leserbriefschreiber, die Empfehlungen für den Rückzug Älterer aus dem öffentlichen

Leben mit Euthanasiegesetzen aus dem Dritten Reich in Verbindung bringen. Zieht nun also doch ein Krieg von Jung gegen Alt herauf? Werden die Alten und Kranken weggesperrt, damit sich die Jungen ungebremst austoben können?

Betrachtet man das Kriegsgeschrei etwas nüchterner, besteht wenig Anlass zur Sorge. In der Soziologie spricht man von „Moral Panic“, wenn die Anzahl der skandalösen Fälle gering, ihre Wirkung in der Berichterstattung hingegen ungleich groß ist. So erinnern

Werden die Alten und Kranken weggesperrt, damit sich die Jungen ungebremst austoben können?

die angeblich massenhaften Corona-Partys an die überzogene Berichterstattung über vermeintlich marodierende „Halbstarke“ in den 50er Jahren oder arbeitsscheue „Gamler“ der 60er Jahre. Zu allen Zeiten gab es eben immer eine kleine Gruppe von jungen Leuten, die gegen die Spielregeln verstößt. „Die Jugend liebt heutzutage den Luxus. Sie hat schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt vor den älteren Leuten und schwatzt, wo sie arbeiten sollte.“ So klagte schon um 400 vor Christus der griechische Philosoph Sokrates.

Bedenkenswerte Einschätzungen, wie die von Fußball Bundestrainer Joachim Löw, wonach die Pandemie ein Aufschrei der Erde gegen ihren Missbrauch ist, führen zu gegenseitigen Schuldzuweisungen. Der Satiriker Schlecky Silberstein bezeichnete Corona als gerecht, weil „die Generation 65plus diesen Planeten in den letzten 50 Jahren voll gegen die Wand gefahren hat“. Friday-for-Future-Jugendlichen wird im Gegenzug ein überzogener Wohlstands-Lebensstil vorgeworfen, sie würden ungleich mehr Ressourcen verbrauchen als die Jugend in der kargen Nachkriegszeit.

Die hemmungslos um die Welt Fliegenden oder die schamlosen Geländelimousinen-fahrenden einerseits und die Umweltschützerinnen und Verzichtsorientierten andererseits sind jedoch keine Generationenfrage, sondern schlichtweg ein Konflikt zwischen Egoismus und Altruismus, zwischen sozial und asozial.

Frage nach einer gerechten Gesellschaft

Und es ist die Frage nach einer gerechten Gesellschaft. Denn auch in Coronazeiten gilt, dass die Armen viel mehr betroffen sind als die Reichen, dass ein Kontaktverbot im Eigenheim mit Garten besser auszuhalten ist als in der städtischen Mietwohnung, dass die am unteren Ende der Einkommensskala

Stehenden um zehn Jahre früher sterben als die am oberen Ende. Ungerecht kann es auch sein, ausgerechnet in einer Zeit, in der so viele Menschen Einkommenseinbußen hinnehmen müssen, ihren Arbeitsplatz verlieren oder um ihre Existenz bangen müssen, Menschen mit gesichertem und ausreichendem Staatseinkommen eine Rentenerhöhung zu gewähren.

Differenziertes Altersbild notwendig

Statt falsche Fronten und Generalisierungen zwischen Jung und Alt aufzubauen, wodurch die wirklichen Konflikte vertuscht werden, sollte man also genauer hinschauen. Hierzu gehört auch ein differenziertes Altersbild. Wer Verhaltensratschläge oder Anordnungen willkürlich an einer Grenze von 65 Jahren festmacht, wirft über 17 Millionen Menschen in einen Topf. Dabei weiß man doch längst, dass die Mehrheit der Älteren im sogenannten dritten Lebensalter, also zwischen 65 und 80, eine vergleichsweise gute Gesundheit und hohe geistige Kompetenz ausweist. Und auch bei den über 80-Jährigen erfreut sich über die Hälfte einer guten Verfassung. All diese Menschen nun als verletzlich und gefährdet zu bezeichnen ist Altersdiskriminierung. Solche negativen Stereotypen führen zu einem veränderten Selbstbild: Wer sich selbst als alt und verletzlich wahrnimmt, zieht sich zurück, reduziert körperliche Aktivitäten, wird anfälliger für Krankheiten und hat ein erhöh-

tes Demenzrisiko. Und bei einer Altersgruppe, die in Teilen noch keinen Zugang zu sozialen Medien hat, wächst die Gefahr einer „sozialen Unterdosierung“ und damit Vereinsamung.

Empfehlungen statt Vorschriften

Anstelle einer willkürlichen und pauschalen Altersgrenze sollten sich Gesundheitsempfehlungen deshalb nur an wirklich vulnerable Personengruppen richten: An Menschen mit kritischen Vorerkrankungen jeglichen Alters und Hochaltrige. Und es kann nur um Empfehlungen und nicht um Verhaltensvorschriften oder gar Ausgehverbote gehen. Denn

Enkel sind für viele Großmütter und Großväter zentraler Lebensinhalt und wichtigste Sinnstiftung im Ruhestand.

eine solche Bevormundung ist, so der Altersforscher Hans Werner Wahl, eine unwürdige paternalistische Haltung: „Jüngere spielen sich symbolisch gesehen als die selbst ernannten Eltern der Alten auf, die ihnen sagen, was sie zu tun und zu lassen haben. Dabei sind ältere Menschen doch diejenige Gruppe in unserem Gemeinwesen mit der größten Lebenserfahrung. Die meisten handeln vernünftig und wissen selbst, wie sie sich zu verhalten haben. Trauen wir ihnen doch einfach zu, dass sie wissen, welches Verhalten risikoreich ist. Das muss ihnen niemand



Die Jugend von heute gammelt doch nur rum!



Die Alten sitzen doch den ganzen Tag nur rum!

dauernd sagen.“ Was in den ersten Wochen und Monaten Pflegeheimbewohner*innen und ihren Angehörigen an Restriktionen zugemutet wurde, ist ethisch mehr als fragwürdig. Alter schützt nicht unbedingt vor Dummheit. Aber warum soll man nur aufgrund seines höheren Alters aus der großen Gruppe Unbelehrbarer jeglichen Alters ausgeschlossen werden? Die Raucher*innen, Skifahrer*innen und Anhänger*innen anderer Risikosportarten, Motorradfahrer*innen, Übergewichtigen und viele andere mehr. Sie alle gefährden sich, oft auch noch andere, belasten unser Gesundheits-

system, belegen die Intensivbetten und werden doch nicht an ihrem Tun gehindert.

Verantwortungsvolle gefährdete Menschen werden vermutlich bis zu einem allgemein zugänglichen Impfstoff, also vermutlich bis Mitte oder Ende nächsten Jahres, gut daran tun, weiterhin zu anderen Menschen körperliche Distanz zu wahren. Aber ein Jahr ohne Kontakte von Großeltern zu Kindern und Enkeln, das ist für viele Familien eine kaum lebbar und sinnvolle Perspektive.

Oma und Opa haben heute im Leben der meisten Enkel eine Bedeutung wie nie zuvor; Enkel sind für viele Großmütter und Großväter zentraler Lebensinhalt und wichtigste Sinnstiftung im Ruhestand. Und wer ersetzt die auf 3,5 Milliarden Betreuungsstunden, die von Großeltern schätzungsweise pro Jahr geleistet werden? Trotz zunehmender öffentlicher Kinderbetreuungsplätze unterstützen Großeltern ihre berufstätigen Kinder mehr denn je zuvor. Eine behutsame Wiederannäherung hat daher in vielen Familien stattgefunden.

Vereinsamung in Zeiten von Corona

Fast ein Drittel allen ehrenamtlichen Engagements wird in unserer Gesellschaft von Menschen jenseits des 65. Lebensjahres erbracht, überdurchschnittlich hoch ist deren Anteil im sozialen Bereich. Wer kann diese Menschen

ersetzen, die häufig gerade für andere ältere Menschen so wichtig sind? Was ersetzt Besuchsdienste, Sterbebegleitung, Seniorenkreise und Ähnliches? Was ist mit den vielen Patenprojekten etwa mit Geflüchteten, Schüler*innen, Menschen in Armut? Was ist mit den Unterstützungsleistungen für Pflegebedürftige und Menschen mit Demenz, die in nicht geringem Maße auch von Menschen außerhalb der Familie erbracht werden? Und woher nehmen diese zur Untätigkeit verdamnten Ehrenamtlichen ihre Tagesdosis an Bedeutung für andere, die, so der Sozialmediziner Klaus Dörner, für jeden Menschen unverzichtbar ist, weil wir alle helfensbedürftig sind? Corona- und Antikörpertests sollten deshalb Ehrenamtlichen zur Verfügung stehen, wie auch ein frühestmöglicher Impfschutz. Schwer zu verkraften ist der Verzicht zur Teilnahme am öffentlichen Leben, an Bildungs-, Kultur- und Sportveranstaltungen, an Gruppenreisen und anderen geselligen Ereignissen, an Beerdigungen und natürlich auch an einem normalen Gemeinleben.

Diese massive sozio-kulturelle Unterdosierung wird in vielen Fällen zu einer massiven Vereinsamung führen. Umgekehrt wird aber auch Kirchengemeinden und anderen Veranstaltern ohne die Älteren ein Gutteil ihrer Klientel wegbrechen. Gerade von den Kirchen, die vielerorts ja fast schon den Charakter einer Seniorenbe-

gegnungsstätte haben, ist daher ein stärkeres Eintreten für eine behutsame Öffnung ihrer Kirchen und Angebote zu erwarten. Abgesehen davon ist eine virusbedingte Einschränkung der Besucheranzahl für viele Gottesdienste, die vorher schon überschaubar besucht waren, kein Problem.

Jung und Alt werden vielleicht wieder mehr darauf achten, was die wirklich wichtigen Dinge im Leben sind.

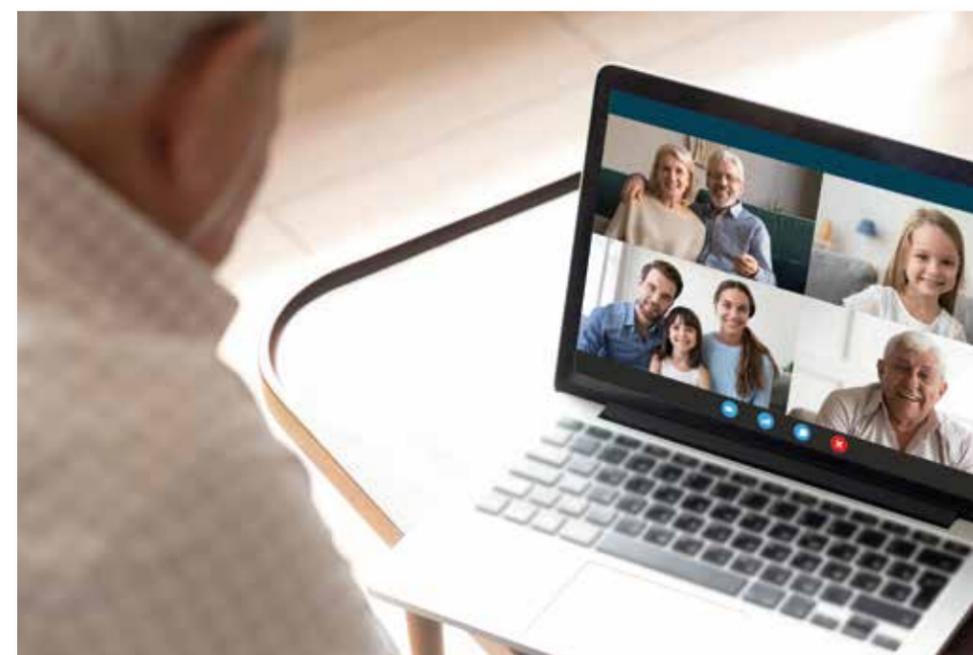
Verzicht steigert den anschließenden Genuss, und so werden wir eines Tages nicht nur unser soziales, kulturelles und kirchliches Leben vermehrt zu schätzen wissen. Jung und Alt werden vielleicht wieder mehr darauf achten, was die wirklich wichtigen Dinge im Leben sind. Und dazu gehören auch unsere Generationenbeziehungen, die insgesamt weitaus besser sind als häufig behauptet. In unzähligen Mehrfamilienhäusern bieten junge Bewohner*innen Älteren Einkaufsdienste an; in den jetzt eingerichteten Nachbarschaftsbörsen sind weitaus mehr junge Hilfsbereite registriert als abgerufen werden. Allorten gibt es eine überraschend große Hilfsbereitschaft. Hilfsangebote sind allerdings ambivalent: Einerseits können sie bei dem alten Menschen die Hilflosigkeit verstärken und Außenkontakte reduzieren, andererseits verlangt sie wirklich hilfsbedürftigen Älteren eine

wichtige Tugend im Alter ab: Hilfe annehmen zu lernen. Nie standen sich Großeltern und Enkel näher als heute, so das Ergebnis einer Schweizer Untersuchung. In der Anonymität mögen „die Alten“ oder „die Jungen“ zwar gelegentlich abgewertet werden, aber je näher die Begegnung der Generationen, desto positiver die Urteile: Über „meine Oma“, über „meinen Enkel“ lasse ich nichts kommen!

Alternative Kommunikation

Und so vermissen sich Großeltern und Enkel in diesen Zeiten mehr denn je und suchen nach Möglichkeiten, trotzdem in Verbindung zu bleiben. Neben dem Telefonieren und dem vielleicht wieder reaktivierten Briefeschreiben werden die digitalen Medien im Alter immer unverzichtbarer. Das Smartphone und vor allem aber der Tablet-Computer sind bei physischer Kontaktsperre und zunehmender Immobilität der Draht zu Verwandten und Freunden und das Fenster zur Welt.

Kinder schreiben keine Briefe mehr, sondern kommunizieren nahezu ausschließlich in sozialen Netzwerken; das Internet ist eine Schatztruhe mit unendlich vielen kulturellen und lebenspraktischen Angeboten für jedes Alter. Die Digitalisierung aller Lebensbereiche wird derzeit durch Corona massiv beschleunigt und droht alle digitalen Analphabeten von gesellschaftlicher Teilhabe auszuschließen. „Dafür bin ich zu



Nie standen sich Großeltern und Enkel näher als heute.

alt“ oder „das brauche ich nicht mehr“ gilt als Ausrede immer weniger. Man kann auch mit 80 noch in diese Welt einsteigen, sich ein Tablet beschaffen und sich mit telefonischer Unterstützung der Enkel oder Nachbarkinder Schritt für Schritt einweisen lassen. In einigen Pflegeheimen gehen Hochaltige ganz selbstverständlich damit um.

Was kommt danach?

Wie wird es weitergehen, was kommt nach der Krise? Die absehbare gesellschaftliche Finanzkrise und die vielen individuellen Existenzkrisen werden uns noch länger begleiten und soziale Ungleichheit verschärfen. Das wird die Solidarkräfte und auch den Generationenvertrag unserer Gesellschaft

belasten. Die Kirchengemeinde als einer der letzten Orte, wo sich Jung und Alt noch begegnen, könnte einen guten Rahmen für einen intensiven Generationendialog bieten. Was können wir tun, um diese Welt gerechter zu machen, um unsere Schöpfung vor dem Untergang zu bewahren?

Wir brauchen einen neuen Generationenvertrag, wie ihn der Klimaforscher Hans Joachim Schellnhuber mit einer Art „Klima-Corona-Vertrag“ auf den Punkt bringt: „Wer achtlos das Virus weitergibt, gefährdet das Leben seiner Großeltern. Wer achtlos CO₂ freisetzt, gefährdet das Leben seiner Enkel.“

Prof. Dr. Eckart Hammer, Professor für Beratung, Sozialmanagement und Soziale Gerontologie an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg

Zusammenhalt in Zeiten der Krise

Wie ein Virus unsere Gesellschaft verändert

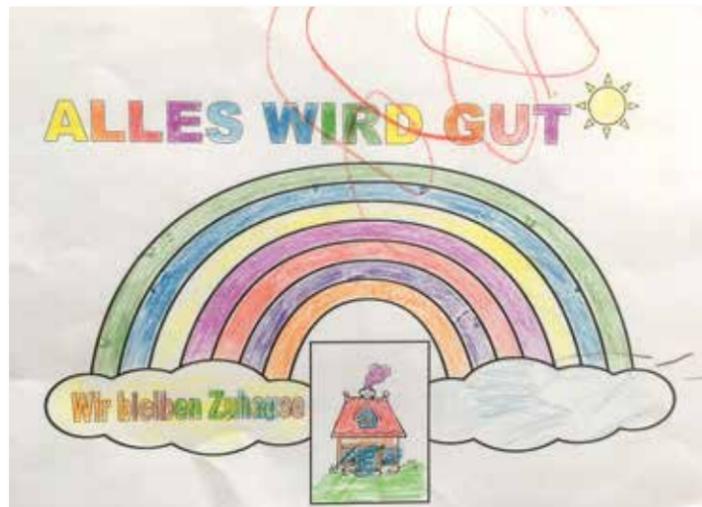


Marina Rapp,
Referentin für
Kommunikation &
Öffentlichkeitsarbeit

Während der letzten Wochen und Monate beherrschte ein Virus unseren Alltag – und tut es immer noch. Die Auswirkungen der Pandemie forderten nicht nur unsere Mitarbeitenden in der Pflege, sondern auch zahlreiche Kolleg*innen im Tagungshotel und in der Tagespflege hatten mit den Betriebsverboten zu kämpfen. Die einen waren in Kurzarbeit und hatten dadurch erhebliche finanzielle Einbußen, die anderen halfen in den Einrichtungen aus und arbeiteten plötzlich in einem völlig neuen Bereich. Andere wiederum haben pflegebedürftige Angehörige oder zählen selbst zur Risikogruppe und können deshalb auch immer noch nicht wie gewohnt eingesetzt werden. Für jeden Einzelnen waren und sind die Zeiten herausfordernd. Gerade deshalb gilt es, füreinander einzustehen und sich gegenseitig zu unterstützen. Jeder Einzelne hat in all den Wochen seinen Teil dazu beigetragen.

Schutzrüstung

Engagement zeigten viele kleine Betriebe und mittelständische Unternehmen. Sie stellten ihre Lager auf den Kopf und spendeten Schutzmaterialien, die gerade am Anfang der Pandemie dringend benötigt wurden und weltweit einfach vergriffen waren. Sei es eine Autolackierwerkstatt, die noch vereinzelt FFP2-Masken zur Verfügung hatte oder Nagel-



und Kosmetikstudios, die Mund-Nasen-Schutzte noch vorrätig hatten. Die ersten Wochen waren demnach sehr stark geprägt von einem „Wir halten alle zusammen“-Gefühl. Gewiss waren es im Einzelnen oft nicht viele Masken. Aber es hat sich gezeigt, dass wir über jede einzelne Maske dankbar sein konnten. Und gerade von kleinen Betrieben kamen die Spenden von Herzen, denn sie waren wirtschaftlich besonders von der Krise betroffen. Sie halfen trotzdem, wo sie konnten. Und viele kleine Gesten erzeugen in der Summe auch eine große Leistung.

Wir bleiben zu Hause

In den umliegenden Gemeinden haben zahlreiche Kinder ihre Freizeit in den ersten Wochen und Monaten genutzt und Bilder für unsere Bewohner*innen gemalt, schöne Sachen gebastelt und Briefe geschrieben. Als kleine Anerkennung bekamen

die Mitarbeitenden Herzen geknetet. Für die Bewohner*innen war es jedes Mal eine Freude, wenn ein neues Bild oder ein Brief in der Einrichtung ankam – mit Mut machenden Worten. So wurde nochmal deutlich, auch die Kleinen bleiben zu Hause. Wenn alle an einem Strang ziehen, dann schaffen wir das!

Für die Helden der Nation

Eine Angehörige im Wiedenhöfer-Stift wollte als kleine Anerkennung, „für die unglaublich tolle Arbeit, die jeder von Ihnen tagtäglich leistet“ kostenlos einen Massagestuhl für ein paar Tage zur Verfügung stellen. Sie hat beruflich in dieser Branche zu tun und wollte ihren eigenen Stuhl ausleihen, da ihr Vater von den Mitarbeitenden so wunderbar betreut wird. Die Geschäftsleitung ihrer Firma hatte daraufhin beschlossen unseren Einrichtungen kostenlose Massagestühle zur

Verfügung zu stellen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, „sich regelmäßig zu entspannen. So wollen wir diesen „Helden der Nation“, wie sie schon in den Medien genannt werden, helfen, in ihre innere Mitte zu kommen, zu entspannen um wieder Kraft und Klarheit für ihre weitere Tätigkeit zu sammeln. So können wir vielleicht einen kleinen Teil dazu beitragen, all denjenigen unseren höchsten Respekt auszusprechen, die momentan durch ihren Einsatz oft bis zum Limit arbeiten“, so der Anbieter. In sechs Einrichtungen konnten die Mitarbeitenden dieses großzügige Angebot nutzen, der Stuhl wurde sogar kostenlos geliefert und vor Ort aufgebaut. Herzlichen Dank!

Akt der Solidarität

In den ersten Wochen der Pandemie klatschten abends Menschen auf ihren Balkonen. Sie zollten den Personen ihren Respekt, die in Krankenhäusern, Pflegeheimen, Müllabfuhr oder im Service bis an ihre Grenzen gegangen sind. Es war ein seltener Moment des Miteinanders – es entstand ein großes Gefühl der Solidarität. Viele Menschen wollten einfach helfen – irgendetwas tun. Natürlich fragten sich viele, ob sich eine Pflegekraft dadurch die Miete eher leisten kann oder mehr Schutzrüstungen oder Tests zur Verfügung stehen. Nein! Aber es war ein Akt der Solidarität, der Wertschätzung, des Respekts. Wann hat die Pflege so viel Anerkennung und Wertschätzung



Einblick einer Pflegefachkraft:

*Eine Bewohnerin hat sich bereits vor der Pandemie ihre Nähmaschine bringen lassen und näht zum Teil für unsere Bewohner*innen die Hemden um. Während der Krise hat sie angefangen Masken zu nähen, sie nimmt diese Aufgabe in ihren Tagesablauf mit auf. Dadurch hat sie etwas Sinnvolles zu tun und fachsimpelt mit den Kolleg*innen, wie man am besten die Falten legt und welcher Schnitt am meisten Sinn macht.*

Ein Bewohner sagte mir zu Corona: „Es ist halt jetzt so, wir werden hier gut versorgt und haben doch alles.“

Diese Erfahrungen sind wichtig für uns. Es ist schön sehen zu können, dass nicht alle leiden. Für die Angehörigen ist die Situation überwiegend am schwierigsten. Sie wissen nicht, was beispielsweise mit der Oma passiert, wenn sie es nicht kontrollieren können.

Sr. Kim Cypher, Pflegefachkraft



in der gesamten Gesellschaft über Ländergrenzen hinweg bekommen? Wann wurde so viel Dankbarkeit gezeigt? Es war erstaunlich, in welcher kurzer Zeit sich die Gesellschaft so gewandelt hat. Dass dieses Gefühl und diese Solidarität auch sehr schnell wieder kippen können, haben wir in den letzten Wochen erlebt, wenn es immer häufiger zu Demonstrationen oder Protestkundgebungen kam. Es bleibt zu hoffen, dass wir es auch als Gesellschaft schaffen diese Zeit der Pandemie gemeinsam zu überstehen.

Marina Rapp

Aus einem Leserbrief:

(...) Eine Behauptung, die man immer wieder liest, forderte mich am meisten heraus: „Die Menschen in den Pflegeheimen werden alleingelassen!“

Das trifft mich in der Tat hart. Als Krankenschwester bin ich seit Jahrzehnten in diesem Bereich tätig. Natürlich können wir liebe Angehörige nicht ersetzen. Aber wir geben, außer guter, fachgerechter Pflege, auch Zuwendung, Liebe und Fürsorge weiter, die individuell den Einzelnen meint. Diese Situation fällt uns allen schwer, aber es gibt trotzdem nicht nur Leidensmienen in unseren Häusern und da uns der „kreative Geist“ nun wirklich nicht genommen ist, lachen wir auch miteinander!

Häufig wird über die fehlende „Anerkennung des Pflegeberufs“ gesprochen. Wer behauptet, alte Menschen in den Pflegeheimen sind komplett alleingelassen, der scheint die Leistung der Pflegenden auch nicht wirklich anzuerkennen. Und schwer zu glauben, aber wahr, manche Bewohner bekommen auch in „Nicht-Corona-Zeiten“ kaum Besuch!

Sr. Heidrun Bühler, Krankenschwester

Einblick einer Betreuungskraft:

*Am Anfang der Pandemie war es für unsere Bewohner*innen schwer, aber das haben wir versucht aufzufangen. Gruppenaktivierungen und die Gottesdienste haben weiterhin stattgefunden, nur eben nicht mehr wohngruppenübergreifend. Es gab ein Grillfest, und einmal im Monat gab es etwas Besonderes, zum Beispiel das Polizeiorchester oder ein Akkordeonspieler.*

*Auch die Einzelbetreuung wurde weiterhin angeboten. Durch genehmigte Überstunden konnten die Betreuungskräfte intensiver und häufiger eingesetzt werden. Zu den Bewohner*innen hatten wir dadurch oft einen intensiveren Kontakt und wir konnten mehr Zeit mit ihnen verbringen. Aber es gab auch Bewohner*innen, die unzufrieden waren, weil ihnen etwas gefehlt hat. Als Betreuungskraft kann man einfach nicht den Besuch der Familie ersetzen.*

*Uns ist es wichtig, dass Begegnungen und Gespräche stattfinden und die Menschen sich treffen. Unsere Bewohner*innen haben hier eine ganz andere Ansprache, als wenn sie immer noch zu Hause wohnen würden. Das muss man auch einfach mal so ehrlich sagen.*

Julia Baumgartner, Soziale Betreuung

Altenpflegerin – mein Traumberuf

Interview mit Schwester Kim Cypher, Pflegefachkraft

Frau Cypher, Sie haben Ihre Ausbildung zur Wirtschaftskorrespondentin für Fremdsprachen abgeschlossen.

Woher kommt dann Ihre Leidenschaft für die Altenpflege? Während meiner gesamten beruflichen Laufbahn hat es mich immer wieder zur Pflege hingezogen. Im Januar 2015 habe ich dann als Pflegehelferin in Hildrizhausen angefangen und mich nach einem dreiviertel Jahr nochmals durch die Schule gequält und eine Ausbildung absolviert. Mir war es einfach wichtig geworden, eine Fachkraft zu werden - ich wollte mehr Verantwortung übernehmen und es hat mich interessiert, was dahinter steckt: Was kann ich bewirken und bei den Bewohnern verbessern?

Sie haben kürzlich auch ein Zertifikat verliehen bekommen für Ihr Engagement während Ihrer Ausbildung. Um was ging es da?

Ich habe während meiner Ausbildung an einem Programm teilgenommen, das von der IHK initiiert wurde. Man wird als Ausbildungsbotschafter*in rekrutiert und ist dann für andere Auszubildende da. Man besucht Schulen an Infotagen, hält dort Vorträge, wirbt allgemein interessierte Schüler*innen an, erklärt die Zukunftsperspektiven und begeistert einfach für diesen Beruf. Im Juni 2020 wurde mir dafür von der IHK und dem Regierungspräsidium

ein Zertifikat verliehen, das man für eine bestimmte Anzahl an Einsätzen erhält.

Das hört sich nach einer tollen Sache an, man merkt Sie gehen in Ihrer Aufgabe richtig auf.

Ja, ich fand das einfach interessant und richtig gut. Das hat mich dann auch zu meiner Weiterbildung gebracht. Ich habe gemerkt, dass es mir richtig Spaß macht, junge Menschen für meinen Job zu begeistern. Im September 2019 habe ich die Weiterbildung zur Praxisanleiterin angefangen und meine Prüfung jetzt im Juni 2020 abgelegt.

Außerdem finde ich, dass wir einen wahnsinnig sinnstiftenden Beruf haben. Ich mache einen wichtigen Job, der gebraucht wird, das merkt man aktuell mehr denn je. Ich hoffe diese Wertschätzung der Gesellschaft bleibt. Mir ist irgendwann immer wichtiger geworden, mich in diesem Bereich auch zu engagieren, deshalb bin ich auch Praxisanleiterin und Azubibotschafterin geworden. Einfach junge Menschen mit politischem Bewusstsein heranzuziehen, die für ihre Rechte und Interessen eintreten können, um gute Arbeit machen zu können – das ist mir wichtig.

Die Bewohner*innen merken diese Leidenschaft für den Beruf jeden Tag. Sie wissen es



Sr. Kim Cypher

zu schätzen, dass wir immer da sind – leider oftmals auch als einziger Ansprechpartner. Es gibt Bewohner*innen, die haben keine Familie. Da spielt es keine Rolle, ob es aufgrund von Corona Besuchsverbote gibt. Wir sind diejenigen, die Tag für Tag für sie da sind. Und sie geben einem viel zurück. Man weiß am Ende des Tages, man hat etwas Sinnvolles getan.

Auch nach einem harten Tag gehe ich immer leichter nach Hause, denn ich weiß, dass ich etwas bewegt habe und das ist gut. Ich habe heute beispielsweise einmal fünf Minuten Zeit für einen Bewohner gehabt, das hat ihm gut getan und mir auch.

Man merkt, wie die Leute reagieren, auch bei dementen Bewohner*innen. Sie gehen auf die Mimik ein und geben einem sofort eine Rückmeldung. Was will man mehr?

Marina Rapp

Hier bin ich zu Hause

Interview mit Erna Weimer – Bewohnerin im Wiedenhöfer-Stift



Erna Weimer

*In den Medien wird oft über die Bewohner*innen im Pflegeheim geschrieben, selbst kommen sie aber selten zu Wort. Das ändern wir: Frau Weimer, wie ist das Leben im Pflegeheim?*

Mir gefällt es sehr sehr gut. Das ist meine beste Zeit, das muss ich wirklich so ehrlich sagen. Die Kinder hätten mich gerne genommen, aber die müssen zur Arbeit. Hier fühle ich mich wohl, habe mein Zimmer, wenn ich will, gehe ich raus. Und ich bin für alles dankbar, alles ist doch schön. Die machen doch alles für mich: sie kochen, waschen mich und bügeln. Solange der Herr mich leben lässt, lebe ich, und wenn nicht, dann ist das so – in der Zwischenzeit erlebe ich hier die schönste Zeit.

Wie kam es dazu, dass Sie hier eingezogen sind?

Ich war krank und konnte dann auch nicht mehr alleine klarkommen. Nachts bin ich oft hingefallen und lag da bis meine Tochter morgens kam, weil ich oft nicht ans Telefon kam um sie anzurufen.

Dann war es eine Erleichterung hier einzuziehen?

Ja, und jetzt bin ich sehr zufrieden. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich zufrieden bin.

War das von Anfang an so?

Die Vorstellung am Anfang, von der eigenen Wohnung in das Zimmer zu ziehen, war schwer. Ich dachte immer, dass ich wieder zurückgehe. Zuvor habe ich ja noch alles selbst gemacht: Ich habe eingekauft und gekocht, und plötzlich ging das nicht mehr.

Hat es auch etwas mit der falschen Vorstellung zu tun, was einen hier erwartet?

Ja, ich war hier ja noch nie, aber jetzt habe ich keine Angst. Die erste Zeit war schwierig, weil ich aus dem Krankenhaus kam, im Bett lag und ich nicht laufen konnte. Ich wollte das aber mit aller Gewalt. Aber dann ging es mir gesundheitlich besser und jetzt laufe ich jeden Tag und bin ständig draußen im Garten mit meinem Rollator. Die Töchter haben mich manchmal geholt, aber dann habe ich nach ein paar Stunden gesagt: „So nun ist gut, ich will heim – ich bin hier zu Hause – hier fühle ich mich wohl.“

Wie waren die letzten Wochen während der Pandemie?

Das war einschränkend, weil die Verwandtschaft nicht kommen konnte. Ich habe dann viel telefoniert, das machen

wir jeden Tag, aber es wäre schön, wenn sie öfters kommen könnten. Aber dass man total vereinsamt, kann ich für mich nicht sagen, vielleicht für die Menschen, die im Rollstuhl sitzen, die haben mir Leid getan. Die Verwandtschaft bringt dann Blumen vorbei und die alten Menschen sitzen dann da mit ihren Blumen und verstehen nicht, warum sie Blumen haben, aber keiner sie besucht. Ich gehe halt raus in den Garten. Aber das Personal kann ja auch nicht mit jedem einzelnen dann raus in den Garten gehen, aber da muss ich auch ehrlich sagen, da gibt es auch viele bei uns, die sind faul, die könnten auch in den Gang gehen und mit den Rollstuhl auf und ab fahren, das können die ja alle, aber man muss es auch wollen. Und jeden Mittwoch gibt es ja Gottesdienste und Gymnastik gab es ja auch immer. Ich genieße also meine Freiheit im Garten und an der frischen Luft – ich brauche zwar auch meinen Rollator, aber was soll's.

Liebe Frau Weimer, ganz herzlichen Dank. Es war mir eine Freude mit Ihnen zu sprechen. Sie haben wirklich so ein erfrischendes positives Gemüt, ich wünsche Ihnen alles erdenklich Gute und bleiben Sie gesund und weiterhin so lebensfroh.

Marina Rapp

Meine Eltern gut versorgt wissen

Interview mit Angela Mowitz – Angehörige von Bewohnern im Wiedenhöfer-Stift

Seit wann leben Ihre Eltern im Wiedenhöfer-Stift?

Die Demenz meiner Mutti hat meinen Vater sehr geschlaucht. Er hat uns gebeten nach einem Platz zu suchen. Und so war es eine Entscheidung von ihm und wir haben sie nur umgesetzt. Meine Mutti ist dann letztes Jahr im April auf die Station 20 gezogen und mein Vater im Mai ins Betreute Wohnen. Gesundheitsbedingt musste er allerdings im Januar auf die Station 21 wechseln.

War das schwierig für Sie?

Ja sehr, gerade als wir die Kleider sortiert haben und entschieden haben, was sie mitnimmt. Das war hart.

Wie war das für Ihren Vater?

Wir haben das ganz unterschiedlich empfunden. Mir war es ganz schlecht vor diesem Termin und für ihn war das mehr eine Erleichterung.

Wie war das dann, als er selbst eingezogen ist?

Er hat gesagt: „Das ist der schlimmste Tag in meinem Leben.“ Er ist leicht depressiv, das wurde auch so diagnostiziert. Er hat sich über nichts gefreut, sondern mehr gejammert als zu Hause. Er kam dann schnell ins Krankenhaus, weil er in seinem Apartment mehrfach gefallen ist und dort sehr lange lag, weil er sich weigerte den Notrufknopf zu tragen. Er hat sich dann so hängen lassen,

kannte viele Menschen, die im Betreuten Wohnen leben, und hätte Kontakte haben können, wollte aber nicht. Als er dann auf die Station ziehen musste, wollten beide getrennte Zimmer.

Haben Sie das Gefühl, dass beide gut versorgt sind?

Ja, bei der Aufnahme meiner Mutti war alles so herzlich. Auch immer, wenn man zu Besuch kommt. Alle finden es toll. Das ist auch für uns wichtig, dieses positive Feedback zu bekommen, dass uns keiner dafür verurteilt dem Wunsch meines Vaters entsprochen zu haben. Meine Mutti fühlt sich unglaublich wohl. Sie betont immer und immer wieder, dass das Personal sehr freundlich ist.

War es im Nachhinein die richtige Entscheidung?

Absolut, sie hat Zuspruch, Abwechslung, kann mit Hinz und Kunz reden. Sie ist ja so ein geselliger Mensch, sie braucht das auch. Im Heim hilft und unterstützt man sich. Meine Mutti hat davon ungemein profitiert, das ist schön. Leider wird hier in den Medien oft der falsche Eindruck vermittelt, da heißt es man kommt ins Heim und dann passiert nichts mehr. Außerdem hat man hier ja alles – der schöne Garten, das ganze Umfeld, die vielen Angebote, das ist toll. Es war einfach genau das Richtige.



Angela Mowitz

Kann man den Betroffenen die Angst nehmen?

Meine Mutti hatte immer ganz große Angst, „jetzt bin ich hier und dann kommt keiner mehr“, aber als sie gemerkt hat, dass sie regelmäßig ihre Besuche bekommt, dann hat sie auch nicht mehr geweint. Das ist einfach ein großer Schritt gewesen, aber sobald sie die Sicherheit gespürt hat, nicht abgeschoben zu sein, war alles super und wir haben im Nachhinein diese Entscheidung keinen einzigen Tag bereut. Es war die richtige Entscheidung. Jetzt geht man gerne hin, nimmt sich Zeit und genießt sie, während man sonst nur im Stress war, von A nach B gehetzt und unter Zeitdruck gestanden wäre. Damit ist nämlich keinem geholfen.

Marina Rapp

Lebensentwurf im Ruhestand

Im Gespräch mit Schwester Heidemarie Walz und Schwester Eva Maurer



Sr. Ulrike Nuding,
Pfarrerin

„Wo verbringe ich meinen Ruhestand?“ Menschen, die in ihrem Arbeitsleben viel herumgekommen sind, stellen sich diese Frage im Laufe ihres Lebens und müssen darauf auch eine Antwort finden. Herrenberger Schwestern sind Menschen, die oft viel beruflich herumgekommen sind. Manche von ihnen entscheiden sich dafür, nach Herrenberg in die Nähe des Mutterhauses zu ziehen, wo sie vor vielen Jahren ihre Krankenpflegeausbildung begonnen haben. So auch Sr. Heidemarie Walz und Sr. Eva Maurer.

Warum Herrenberg?

Auf die Frage, warum sie denn im Ruhestand nach Herrenberg gezogen sind, antworten Sr. Eva und Sr. Heidemarie zunächst mit allerlei Gründen, warum sie dort nicht bleiben wollten, wo sie zuletzt gewohnt hatten und warum ihre Ursprungsfamilien kein Anknüpfungspunkt für den Ruhestand waren. „Ich habe es lange gar nicht vorgehabt, nach Herrenberg zu ziehen“, erzählt Sr. Eva. „Aber dann hat es sich doch so entwickelt. In Herrenberg hat doch alles angefangen. Da komme ich her. Die Herrenberger Schwesternschaft ist für mich ein Stück weit Familie.“ Sr. Heidemarie sagt nach einigem Nachdenken: „Ich bin nach Herrenberg gezogen, weil ich angefragt wurde, ob ich stärker in der Leitung der Gästezeiten



Sr. Heidemarie Walz, Sr. Eva Maurer

im Mutterhaus einsteigen will.“ Nach einer längeren Pause ergänzt sie: „Und weil ich hier in Herrenberg beerdigt werden will, auf dem Schwesterngrabfeld auf dem Waldfriedhof.“ Auch Sr. Eva hat sich inzwischen dort ein Grab gekauft.

Das Mutterhaus ist in Herrenberg

Beide Schwestern haben in Herrenberg ihre Ausbildung zur Krankenschwester mit dem Diakoniekurs im Mutterhaus begonnen, der neben biblischem und diakonischem Unterricht auch so etwas wie die Aufnahme in die große Familie der Herrenberger Schwesternschaft ist. Das Mutterhaus ist für alle Herrenberger Schwestern immer auch mit dem Arbeitgeber verbunden. Von dort aus versuchten Oberin und Pfarrer die jeweiligen Schwestern für eine neue Aufgabe oder ein neues Arbeitsfeld zu gewinnen. Von dort aus wurden Beurlaubungen genehmigt

oder verweigert. Von dort aus wurde die Dienstgemeinschaft organisiert und gestaltet. Und in Herrenberg ist für alle Herrenberger Schwestern auch das geistliche Zentrum der Gemeinschaft. Für Herrenberger Krankenschwestern ist die Krankenpflege nicht nur ein Broterwerb. Die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Schwestern und Brüder, die sich als Glaubens-, Dienst- und Weggemeinschaft versteht, prägt ihr ganzes Leben.

Anknüpfungspunkte

Sr. Heidemarie hat viele Kontakte in der Schwesternschaft und freut sich an der Gemeinschaft und dem Austausch untereinander. Da manche von ihnen in Herrenberg leben, ist das für sie ein Anknüpfungspunkt für den Ruhestand. „Mich hat auch gereizt, dass ich hier noch das eine oder andere Ämtle wahrnehmen kann“, erklärt sie strahlend. Bei den Freizeiten an Weihnachten

und Ostern im Mutterhaus hat Sr. Heidemarie schon von Göppingen aus mitgearbeitet. „Seit ich vor Ort bin, sind vor allem die Vorbereitungen deutlich unkomplizierter. Das genieße ich.“ Außerdem engagiert sich Sr. Heidemarie als Mitglied im Schwestern- und Brüdererrat und im Heimbeirat und in der Gottesdienstbegleitung im Wiedenhöfer-Stift. Sie schätzt das Miteinander hier im Ehrenamt sehr. Darüber hinaus arbeitet sie in den Diakoniekursen mit Schülerinnen und Schülern mit und begleitet eine hochaltrige Schwester im Pflegeheim.

Für Sr. Eva schließt sich der Kreis in Herrenberg. Sie freut sich darüber, dass sie an Kontakten beispielsweise von den gemeinsamen Reisen der Schwesternschaft anknüpfen kann. Sie schätzt die Hausgemeinschaft mit anderen Schwestern und die vielen Möglichkeiten, sich hier ehrenamtlich engagieren zu können. Sie arbeitet mit beim Mesnerdienst in der Mutterhauskirche und in der Cafeteria im Wiedenhöfer-Stift. Darüber hinaus macht sie Besuche im Wiedenhöfer-Stift.

Geistliche Heimat

Beide Schwestern schätzen auch die geistliche Heimat in der Schwesternschaft. Mit Menschen zusammen sein zu können und mit ihnen zusammen etwas auf die Beine zu stellen, denen ähnliche Dinge im Leben wichtig sind wie einem selbst, das ist eine

Bereicherung. Sr. Eva schätzt die theologische Offenheit der Schwesternschaft und vor allem das Niveau. „Es ist nicht selbstverständlich, dass man sich im Gottesdienst oder in der Bibelstunde wohlfühlt.“ War das geistliche und kulturelle Angebot der Schwesternschaft vielleicht nicht der Auslöser für ihren Umzug nach Herrenberg, so schätzen es beide Schwestern inzwischen sehr.

Heimat Schwesternschaft

Bei beiden Schwestern ist ein ähnlicher Lebensentwurf für den Ruhestand zu erkennen. Die Zugehörigkeit zur Schwesternschaft, die im zunehmenden Alter eine stärker werdende Rolle spielt, führt sie zurück nach Herrenberg, dorthin wo mit dem Mutterhaus, der Mutterhauskirche und den vielen Geschwistern, die dort wohnen, das Herz der Schwesternschaft ist. Die Möglichkeit, sich ehrenamtlich



einzubringen ist in vielfältiger Weise vorhanden. Diese Möglichkeiten nutzen sie auch nach Kräften. Und wenn die Kräfte einmal nachlassen, dann wollen beide ins Wiedenhöfer-Stift zur Pflege. Und wenn Gott sie einmal von dieser Erde abberufen wird, wollen sie auf dem Schwesterngrabfeld auf dem Waldfriedhof bestattet werden.

Ulrike Nuding

Schwester Heidemarie Walz

* 1948, 1975 – 1978 Krankenpflegeausbildung im Krankenhaus Siloah in Pforzheim, war u.a. tätig im Krankenhaus Siloah, im Krankenhaus Herrenberg und zuletzt als Pflegedienstleitung bei der Diakoniestation Göppingen 2012 Ruhestand, 2015 Umzug nach Herrenberg

Schwester Eva Maurer

* 1953, 1971 – 1974 Krankenpflegeausbildung im Robert-Bosch-Krankenhaus in Stuttgart, war u.a. tätig im Robert-Bosch-Krankenhaus, als Gemeindegewerkschaft in Gärtringen und zuletzt bei der Diakonie Stetten. Um die Ausbildung zur Heilpädagogin machen zu können, musste sie nach der damaligen Ordnung aus der Schwesternschaft austreten und war viele Jahre im Kreis der Ehemaligen, bevor sie wieder in die Schwesternschaft eingetreten ist. 2015 Ruhestand, 2017 Umzug nach Herrenberg

Neue Wohnformen für Menschen mit Pflege- und Unterstützungsbedarf



Susanne Weiler,
Fachberaterin Pflege

Mit zunehmendem Alter ändern sich die Anforderungen der Menschen an ihr Wohnumfeld. Vor allem für Menschen, die aufgrund körperlicher, seelischer und geistiger Beeinträchtigungen Pflege und Unterstützung benötigen, muss es Wohnangebote geben, die dem individuellen Hilfebedarf gerecht werden.

Die Bedürfnisse, Vorstellungen und Voraussetzungen zum Leben und Wohnen im Alter haben sich in den vergangenen Jahren stark verändert und werden sich auch weiterhin in einem stetigen Wandel befinden.

Wunsch nach Normalität

Immer seltener können Angehörige die Pflege zu Hause leisten, zumindest benötigen sie

entsprechende bedarfsgerechte Unterstützungsangebote. Der Umzug in ein Pflegeheim wird von den meisten als zu großer Einschnitt in die persönliche Freiheit gesehen. Die

So viel Hilfe und Sicherheit wie nötig, so viel Individualität und persönliche Freiheit wie möglich.

Menschen wünschen sich Normalität, Selbstbestimmung und eine wohnortnahe Versorgung, damit soziale Kontakte erhalten bleiben können. So viel Hilfe und Sicherheit wie nötig, so viel Individualität und persönliche Freiheit wie möglich. In den vergangenen Jahren ist ein breites Spektrum an neuen Wohnformen entstanden, wel-

che versuchen, diesen Anforderungen gerecht zu werden und dadurch die Wohn- und Versorgungssituation bedarfsgerecht zu gestalten.

Wie wollen wir im Alter leben?

Häufig entstehen neue Projekte aus bürgerschaftlichen Prozessen, in denen sich die Menschen fragen: „Wie wollen wir im Alter leben?“ Die Ermittlung des Bedarfs und die Verwurzelung, sowie die Akzeptanz in der Bewohnerschaft sind hier wichtig für ein gutes Gelingen. Der Weg von der Idee bis zur Fertigstellung ist bei solchen Projekten lang und fordert von allen Beteiligten ein hohes Maß an Engagement und Durchhaltevermögen. Nach Fertigstellung leben diese Projekte von einem gelungenen Miteinander zwischen Bewohner*innen, Angehörigen, bürgerschaftlich Engagierten und Fachkräften. Klassische Beispiele hierfür sind Mehrgenerationenhäuser, Quartierskonzepte und selbstverantwortete ambulant betreute Wohngemeinschaften.

Auch immer mehr Träger bieten zusätzlich zum klassischen Pflegeheim neue Angebote, welche versuchen die Bedürfnisse nach Selbstständigkeit, nach Versorgungssicherheit, nach individueller Lebensweise und sozialer Teilhabe auszubau-



lancieren. Auch für diese Projekte ist es hilfreich, frühzeitig den Dialog mit Kommunen und Anwohnern zu suchen und diese in die Planungen mit einzubeziehen.

Quartiersplanungen

Bei der Gesamtkonzeption des Wiedenhöfer-Stift Areal als Quartier steht die Evangelische Diakonieschwesternschaft am Beginn solcher Planungen. Mit einem Pflegeheim, Tagespflege, Betreuten Wohnungen, einer ambulant betreuten Wohngemeinschaft, sowie Räumen für Begegnung, wird die Infrastruktur für ein individuelles „Alt werden“ gegeben sein. Ein integratives Quartierskonzept, welches die Bewohner*in in Kontakt bringt, vernetzt und begleitet, soll Schritt für Schritt entstehen.

Ambulant betreute Wohngemeinschaften

In einer ambulant betreuten Wohngemeinschaft leben mindestens drei bis maximal zwölf betreuungs- beziehungsweise pflegebedürftige Menschen in einer Wohnung zusammen. Ziel ist es, unabhängig von Alter und jeweiligem Pflegegrad, trotz Unterstützungsbedarf und entsprechender Hilfen ein weitgehend selbstbestimmtes Leben in einer gemeinsamen Wohnung zu ermöglichen. Die notwendigen Unterstützungs- und Versorgungsleistungen werden gemeinsam organisiert. Das Alltagsleben findet im Wohnzimmer und der Küche statt, idealerweise in einem großen Ess- und Wohnraum.

*Jede Bewohner*in hat ein eigenes Zimmer. Dieses Zimmer wird persönlich eingerichtet, möglichst mit vertrauten, eigenen Möbeln. Der Haushalt wird – ähnlich wie in einer Familie – gemeinsam geführt. Der Alltag, zum Beispiel gemeinsames Einkaufen, Kochen, Spazieren gehen oder andere Freizeitaktivitäten, wird mit Unterstützung der Angehörigen, der Alltagsbegleiter*in, der ehrenamtlichen Mitarbeiter*in und der ambulanten Pflege- und Betreuungsdienste nach dem Prinzip der Solidargemeinschaft gestaltet.*

*Mieter*innen schließen sich zu einem Gremium der Selbstbestimmung zusammen. Wesentliche Entscheidungen werden eigenverantwortlich getroffen, zum Beispiel wie der Tagesablauf in der Wohngemeinschaft organisiert wird. Praktizierte Selbstbestimmung erfordert Engagement und Zeit, sowie die Kooperationsbereitschaft der Beteiligten.*



Guter Dinge älter werden in Gäufelden

Schon deutlich weiter ist das Projekt „Hofgarten“ in Gäufelden-Öschelbronn, an dem die Evangelische Diakonieschwesternschaft beteiligt ist. Die Gemeinde Gäufelden hat sich unter dem Motto „Guter Dinge älter werden in Gäufelden“ intensiv mit der Thematik auseinandergesetzt. Durch



eine Bürgerbefragung wurde ein stetig steigender Bedarf ermittelt, der eine senioren-gerechte Wohnform darstellt, die das häusliche Wohnumfeld, eine Betreuung mit häuslicher Unterstützung und bei Bedarf eine pflegerische Versorgung sicherstellt.

Auf Grundlage dieses Prozesses entsteht nun in enger Zusammenarbeit mit der Kommune und Graf Wohnbau eine Anlage mit betreuten Wohnungen, einer ambulant betreuten Wohngemeinschaft für acht Bewohner*innen, die die Evangelische Diakonieschwesternschaft verantwortet, mit einer Tagespflege für zwölf Gäste, die ebenfalls in Trägerschaft

der Evangelischen Diakonieschwesternschaft betrieben wird und einer Begegnungsstätte.

Durch die verschiedenen, aufeinander abgestimmten Angebote, sowie einem bedarfsorientierten, flexiblen Betreuungskonzept, soll es den Menschen in Gäufelden ermöglicht werden, im Alter wohnortnah und selbstbestimmt leben zu können. Eine frühzeitige Auseinandersetzung mit dem Thema lohnt sich, denn die Vielfalt der Angebote macht es möglich, dass jeder die für ihn passende Wohn- und Lebensform im Alter finden kann.

Susanne Weiler

Mehrgenerationenhaus

Mehrgenerationenhäuser sind Begegnungsorte, an denen das Miteinander der Generationen aktiv gelebt wird. Sie stehen allen Menschen offen – unabhängig von Alter oder Herkunft. Jeder ist willkommen. Der generationenübergreifende Ansatz gibt den Häusern ihren Namen und ist Alleinstellungsmerkmal: Jüngere helfen Älteren und umgekehrt.

Mittelpunkt der Mehrgenerationenhäuser ist der Offene Treff. Hier kommen Menschen miteinander ins Gespräch und knüpfen Kontakte. Er ist Cafestube, Spielzimmer, Treffpunkt der Generationen und Wohnzimmer für alle. Hier können sich alle Interessierten mit ihren Erfahrungen und Fähigkeiten einbringen und zugleich vom Wissen und Können der anderen profitieren.

*Rund um den Offenen Treff unterhält jedes Mehrgenerationenhaus eine Vielzahl von Angeboten, die so vielfältig sind wie die Nutzer selbst. Dazu gehören Betreuungs-, Lern- und Kreativangebote für Kinder und Jugendliche, Unterstützungsangebote für Pflegebedürftige und deren Angehörige, Sprachkurse für Migrant*innen und vieles mehr. Bürgerschaftlich Engagierte leisten in den Mehrgenerationenhäusern einen unverzichtbaren Beitrag. Sie sind es, die gemeinsam mit den Hauptamtlichen das Leben in den Häusern gestalten.*

Nachhilfe in der Hilde-Domin-Schule

Im Gespräch mit Schwester Gisela Kachler-Eckhoff

„Ich fahre immer ganz glücklich heim, wenn wir gut ins Gespräch gekommen sind“, erzählt Sr. Gisela Kachler-Eckhoff.

Erfahrung wird geschätzt

Die pensionierte Krankenschwester gibt Nachhilfe an der Berufsfachschule Hilde-Domin in Herrenberg. Sie hilft Auszubildenden in der Altenpflege den Unterrichtsstoff zu vertiefen und unterstützt sie darin, Gelerntes selbstständig wiederzugeben. Sr. Gisela war während ihres Berufslebens selbst elf Jahre Unterrichtschwester an der Krankenpflegeschule in Herrenberg. Ihr fachliches Interesse an der Anatomie, an Pflegerischem und an der ganzheitlichen Pflege ist ungebrochen. Deshalb hat sie sich gerne auf die Nachhilfe eingelassen.

Unterstützung und Vertiefung

Ein- bis zweimal in der Woche konnten Auszubildende (vor der Corona-Pause) nach dem Unterricht dableiben und den Stoff mit Sr. Gisela nacharbeiten und vertiefen. „Ich hatte den Eindruck, dass es im Unterricht oft sehr schnell geht“, sagt die erfahrene Schwester. „Besonders für die Schülerinnen, die die Ausbildung nicht in ihrer Muttersprache machen, weil sie aus dem Kosovo oder aus Madagaskar zu uns gekommen sind. Da ist es gut, wenn sie mit mir über den

Unterrichtsstoff sprechen und fragen können, was sie nicht verstanden haben.“ Manchmal sind vier bis fünf Schülerinnen freiwillig dageblieben, manchmal waren es weniger.

Bereicherung für beide Seiten

Sr. Gisela arbeitet gerne in einer kleinen Gruppe. Sie freut sich, nicht nur ihr Wissen und ihre Erfahrung weitergeben zu können, sondern auch selbst Neues zu lernen. „Ich hab mir sogar ein neues Anatomiebuch gekauft“, sagt sie lachend. Besonders wichtig ist ihr, dass die Auszubildenden das Gelernte gut im Deutschen wiedergeben können. Wenn es da um die Abgabe eines Pflegeberichts geht, unterstützt sie Einzelne gerne auch beim Formulieren. Auch vor Klausuren schätzen die Schülerinnen diesen Aspekt ihrer Unterstützung sehr.

Gesprächspartnerin sein

Erfüllt ist Sr. Gisela dann, wenn die Gespräche über den Unterrichtsstoff hinausgehen und die Motivation der Schülerinnen und ihre Liebe zur Altenpflege zur Sprache



Sr. Gisela Kachler-Eckhoff

kommt. „Sie gehen mit solcher Ernsthaftigkeit an ihren Beruf heran. Sie wollen die alten Menschen ernst nehmen und das wollen sie fachlich kompetent tun. Das gefällt mir und dabei will ich ihnen gerne Gesprächspartnerin sein.“

Sr. Gisela Kachler-Eckhoff hat eine große Freude an der Motivation der jungen Leute. Auch in der Hilde-Domin-Schule wird ihre Tätigkeit sehr wertgeschätzt. Ein Gewinn für alle Beteiligten. Sr. Gisela freut sich schon wieder darauf, wenn die Corona-Pause vorüber ist.

Sr. Ulrike Nuding

*Schwester Gisela Kachler-Eckhoff
* 1946, 1966 – 1969 Krankenpflegeausbildung im Krankenhaus Siloah in Pforzheim, war u.a. tätig in der Vulpius Klinik in Bad Rappenau, im Krankenhaus der Diakonie Stetten, als Unterrichtschwester in der Krankenpflegeschule Herrenberg, in der Leitung der Ambulanz im Krankenhaus Herrenberg und in der ambulanten Pflege.
2009 Ruhestand, 2016 Umzug nach Herrenberg*

Evang. Diakonieschwesternschaft Herrenberg-Korntal

Hiltrizhauser Straße 29 · 71083 Herrenberg

Telefon 07032 206-0 · E-Mail info@evdiak.de

www.evdiak.de